

Der Szientizismus - über

Die Würde des Menschen am Anfang seines Lebens

von Dr. Harald Bienek

Täglich werden wir mit neuen Meldungen von Entdeckungen oder Manipulationen aus der Humangenetik konfrontiert. Nicht selten fühlen Menschen sich als ohnmächtige Zuschauer dieses gewaltigen Umschwunges. Die Humangenetik ist in einen Bereich vorgestoßen, der dem Menschen seit je her als Geheimnis galt, den Bereich des Lebens. Die Analyse der menschlichen Erbanlagen ist in einem ersten kleinen Schritt abgeschlossen: Die Reihenfolge unserer Genbuchstaben, so könnte man formulieren, ist entziffert. Auf der ganzen Welt laufen nun Versuche, die dazugehörige Sprache zu erlernen, um auf diesem Wege einmal Heilungen zu erzielen. Und tatsächlich steckt darin eine große Chance zum Guten. Andererseits könnte all das auch den Gedanken aufkommen lassen: Was bleibt denn dann noch vom Geheimnis, das der Mensch ist, und vor allem was bleibt dann noch von seiner Würde?

Für Christen stellt sich noch eine weitere Frage: Welche Überzeugungen sollen sie angesichts dieser Herausforderungen in sich befestigen, um weder in pessimistische Ratlosigkeit noch in magische Erwartungen abzugleiten? Denn zweifellos bietet das Fragen und Nachdenken über die Beziehung von Humangenetik und Menschenwürde eine große Chance: Nämlich darüber nachzudenken, worauf sich die Überzeugung von der Würde jedes Menschen stützt und wieso das menschliche Genom eine so hohe Dignität besitzt, dass wir — eben wegen dieser Würde — von bestimmten Experimenten — keineswegs von allen — die Finger lassen müssen. Zugleich soll hier der Versuch unternommen werden, zu zeigen, dass das Maßnehmen an der menschlichen Würde die Wissenschaft selbst keineswegs einschränkt und begrenzt, sondern sie kräftigt und neue Impulse gibt. Begonnen werden soll jedoch mit einem Blick in die Geschichte, der belegt, dass der Kern des gegenwärtigen Konfliktes, der zwischen Wissenschaft und Moral ent-

brannt ist, oder genauer zwischen dem Machen des Menschen und der Moral, die Jahrhunderte durchzieht, wie sich anhand einiger Äußerungen der Kirche gegen die Sklaverei gezeigt werden kann. Denn nicht nur heute stehen wir — wie der Philosoph R. Safransky gegenüber manchen Auswüchsen der Gentechnik sagte — vor „Versuchen, eine neue Leibeigenschaft einzuführen“, oder wie es Joseph Kardinal Ratzinger formulierte: dem Versuch „neue Sklaven zu züchten“.

Das Problem, einige Menschen nicht als Menschen oder als richtige Menschen anzuerkennen und auszugrenzen ist eigentlich schon sehr alt. Immer wieder mußte sich die Kirche im Verlauf der Geschichte zum Anwalt des Menschen machen. Stellvertretend für viele andere seien hier drei kirchliche Dokumente gegen die Sklaverei erwähnt: 873 brandmarkte Papst Johannes VIII. die Duldung von Sklaverei als große Sünde. Später, in einem Dekret aus dem Jahre 1637 — adressiert an den Erzbischof von Toledo — wandte sich Papst Paul III. in einer Epoche, in der ebenfalls eine Entdeckung von Weltbedeutung gemacht wurde, nämlich die Entdeckung Amerikas, scharf gegen die Versklavung der Eingeborenen Mittelamerikas durch spanische Eroberer. Diese Praxis entstammt übrigens nicht nur

„als ob Sie keine Menschen wären“

der Unmenschlichkeit einiger Eroberer, sondern wurde damals von der breiten öffentlichen Meinung in Europa gedeckt, welche die Indios nicht als wirkliche Menschen anerkannte. Dagegen wandte sich der Papst — nach unserem heutigen Geschmack vielleicht etwas umständlich, aber eben doch mit ganz klaren Worten: „Es gelangte nämlich zu unseren Ohren, dass Karl V., der Kaiser der Römer ..., um diejenigen zurückzudrängen, die vor Begierde kochend, gegen die menschliche Gattung eine unmenschliche Gesinnung

in sich tragen, in einem öffentlichen Erlass allen ihm Untergebenen verboten hat, dass sich einer unterstehe, die West- oder Südindios in die Sklaverei zu führen oder sie ihrer Güter zu berauben. Wir wünschen, mit Blick auf diese Indios, auch wenn sie sich außerhalb des Schoßes der Kirche befinden, sie dennoch nicht ihrer Freiheit oder Selbstbestimmung über ihren Besitz beraubt werden oder beraubt werden dürfen (...) und außerdem wünschen wir, daß so ruchlose Unternehmen gottloser Menschen zurückgedrängt werden (...). So ordnen wir an, dass Du allen und den Einzelnen jedweden Ranges unter der Tatstrafe der Exkommunikation strengstens verbietest, sich in irgendeiner Weise zu unterstehen, die vorgenannten Indios in irgendeiner Weise in die Sklaverei zu führen oder sie ihrer Güter zu berauben.“ Aber nicht nur der Entdeckerrausch im Amerika des 17. Jahrhunderts, sondern auch die Profitsucht können den Blick für die Anerkennung des Menschen als Menschen trüben. Davon spricht eine Konstitution, die Papst Gregor XVI. 1839 erließ und in der es heißt: „Wir sehen, dass es zu unserer Hirten Sorge gehört, dass wir uns bemühen, die Gläubigen vom unmenschlichen Handel mit Negern oder irgend anderen Menschen abzubringen. (...) Es gab selbst aus der Zahl der Gläubigen wiederholt welche, die, von der Gier nach schmutzigem Profit schändlich geblendete, keine Bedenken trugen, in entlegenen Ländern Indianer, Neger und andere Bedauernswerte in die Sklaverei zu führen und durch die Ausweitung des Handels mit solchen, die von anderen gefangen worden waren, deren abscheuliches Tun zu unterstützen. (...) Im Bemühen, diese so große Schmach aus allen Gebieten der Christen zu entfernen ... ermahnen wir daher kraft Apostolischer Autorität alle Christgläubigen jedweden Standes und beschwören sie nachdrücklich im Herrn: Keiner soll es künftig wagen, Indianer, Neger, oder irgendwelche in dieser Hinsicht andere Menschen ungerecht zu quälen, ihrer Güter zu berauben, in die Sklaverei zu führen; (keiner soll es wagen,) anderen, die solches tun, Hilfe oder Unterstützung zu leisten oder

Irrwege und Auswege

jenen unmenschlichen Handel auszuüben, in dem Farbige als ob sie keine Menschen wären sondern bare und bloße Tiere, auf welche Weise auch immer in die Sklaverei geführt wurden, und bedenkenlos gegen die Gebote der Gerechtigkeit und Menschlichkeit gekauft, verkauft und dazu verdammt werden, bisweilen die härtesten Arbeiten zu erdulden ...“

In dem „als ob sie keine Menschen wären“, das allen Beispielen gemeinsam ist, lag immer wieder eine Versuchung des Menschen. So gesehen brauchen wir uns nicht zu wundern, dass sie auch heute in der Humangenetik anzutreffen ist. Ähnlich wie bei der Entdeckung Amerikas steht die Menschheit und insbesondere die Medizin dank der Humangenetik heute tatsächlich vor einer neuen Ära, mit wunderbaren neuen Chancen, aber eben auch mit hinterhältigeren Gefahren. Man kann wohl behaupten, dass die Entdeckungen im „Lande der Erbanlagen“ größere Auswirkungen auf die Menschheit haben werden als die damalige Entdeckung vieler neuer Länder in Nord- und Südamerika. Wie damals kommt es zu Verunsicherungen, sei es durch Gefühle der Goldgier und der Allmacht, sei es durch Gefühle der Ablehnung des Fortschrittes. Manche lassen sich von Gewinnphantasien hinreißen, auch wenn Menschen und Menschlichkeit dabei auf der Strecke bleiben. Andere halten die neuen Möglichkeiten für grundsätzlich gefährlich. Beides lässt sich als Ausdruck eines unreifen, magischen Denkens begreifen.

Wieso kommt aber, wie eingangs behauptet wurde, nun dem menschlichen Genom eine so große Würde zu? Wer schon einmal selbst durch ein Mikroskop auf eine menschliche Zelle mit ihren 46 Chromosomen geschaut hat, und danach zum Beispiel auf die Zelle eines Schimpansen, der 48 Chromosomen hat, der weiß, dass er auf den ersten Blick (vor allem, wenn man solche Zelle noch nie gesehen hat) nur einen ganz kleinen Unterschied sieht. Einem solchen Menschen drängt sich die Frage, „wieso kommt dem menschlichen Genom eine so große Wür-

de zu?“ geradezu auf. Spontan werden wohl die meisten auf die Frage antworten: „Vielleicht sieht man jetzt kaum etwas, aber aus der einen, nämlich der menschlichen Zelle wird - wenn man sie nicht behindert - ein Mensch und aus der anderen ein Schimpanse. Und dann wird der Unterschied so deutlich sein, dass selbst ein kleines Kind den Unterschied sehen kann“. Gegen eine solche Antwort ist nichts einzuwenden. Wer so antwor-

Wir leben in einer Zeit des Szientizismus

tet, urteilt allerdings nicht mehr bloß aufgrund der Betrachtung der Zelle, sondern hat eine zweite Beobachtung und Überlegung zum bloßen Sehen hinzu genommen. Er hat seine Kenntnisse über die normale Entwicklung eines Menschen mit dieser besonderen Kombination der 46 Chromosomen in Verbindung gebracht. Deshalb sagt er: Obgleich der Unterschied klein zu sein scheint und die Besonderheit der menschlichen Chromosomen in der Zelle noch unbedeutend aussieht, so ist er doch groß. Dieses Verbinden von dem, was wir gerade sehen, mit der späteren Entwicklung ist uns Menschen ganz geläufig und natürlich. Die meisten Dinge lassen sich nicht bloß von der Unscheinbarkeit des Anfanges her beurteilen. So unterscheidet sich der Samen von Gräsern, die nur ein Jahr leben, in der Größe nicht von jenen, die 100-jährige Bäume hervorbringen. In diesem Gedanken liegt der Keim der Antwort auf die Frage, warum das Genom so viel Würde hat. Jeder von uns hat selbst einmal klein angefangen, und ist außerdem sein ganzes Leben lang in Potenz. Was öfters zu hören und zu lesen ist, dass nämlich die befruchtete Eizelle bloß ein Leben in Potenz sei, stimmt also nicht.

Gehen wir nun einen Schritt weiter: Die Auseinandersetzung um Humangenetik und Menschenwürde ist nicht nur deshalb schwierig, weil wir auf ein Mikroskop

angewiesen sind und die Ähnlichkeit, welche die Indios mit ihren europäischen Entdeckern aufwiesen, viel größer war, als diejenige einer einfachen Zelle mit einem ausgewachsenen Menschen. Es kommt noch eine weitere Schwierigkeit hinzu: Manche Wissenschaftler neigen dazu, ihre Kenntnisse, die Erkenntnisse ihrer speziellen Wissenschaft, stillschweigend als die ganze Wahrheit des Menschen auszugeben. Wir leben in einer Zeit des Szientizismus. Das bedeutet kurz gesagt: wir leisten nicht den Rückbezug der einzelnen Wissenschaften auf den Menschen als Ganzen. Naturwissenschaften untersuchen immer Teilaspekte, Teilwahrheiten des Menschen: So erforschen Biologen etwa den Menschen, insofern er eine biologische Natur hat. Dagegen erforschern Biochemiker den Menschen, insofern der chemisch zusammengesetzt ist. Ökonomen wiederum erforschen den Menschen, insofern er ein wirtschaftendes Lebewesen ist (Produzent und Verbraucher). Mediziner schließlich erforschen den Menschen, insofern er ein zu heilendes, krankes Wesen ist.

Was vielen Wissenschaftlern dabei verloren gegangen ist, ist der Blick auf das Ganze des Menschen und die Einordnung ihrer Teilwahrheiten in ein Ganzes. Deshalb sagen heute einige: der Mensch ist nur Biologie und sonst nichts; oder andere: der Mensch ist nur ein Konsument und sonst nichts, oder was immer sich an Teilaspekten nennen lässt. Der Begriff Menschenwürde bezieht sich dagegen auf den Menschen als Ganzen. Ihn zu gebrauchen, hat also zunächst einmal nichts damit zu tun, ob einer Christ oder Nichtchrist ist, sondern schlicht damit, der ganzen Wahrheit des Menschen gerecht werden zu wollen, also allen Phänomenen und allen Seiten gerecht werden zu wollen, die es beim Menschen gibt, ohne irgendwelche von ihnen wegzulassen. Freilich ist der Mensch ein biologisches Lebewesen, aber das ist nicht alles; auch ist er ein homo oeconomicus, aber auch das ist eben nicht alles. Das Sprechen von Menschenwürde hilft uns also, nicht in eine Blickverengung hineinzugeraten, die sehr leicht

eintreten kann, wenn man konzentriert auf zwar wichtige aber letztlich kleine Dinge schaut. Wenn daher einige Wissenschaftler behaupten — es handelt sich übrigens nicht um die Mehrheit, sondern um einen kleinen Teil, der nur stärker lärmt als die seriöse Mehrheit —, man dürfe das Wissen nicht verbieten und der Wissenschaft Scheuklappen anlegen, dann haben sie vordergründig recht. Aber sie müssen sich dann auch gleich fragen lassen: welches Wissen? Denn es ist nicht erlaubt, weniger zu wissen. (So könnte man die Haltung der Ethik und der katholischen Kirche in diesem Punkt zusammenfassen.) Wer sagt: ein Embryo sei nur ein Zellhaufen und sonst nichts, ein Material, das ich benutze, der übersieht eben willentlich bestimmte Dinge, die auch vorhanden sind und die er ausgeblendet hat, von denen er abstrahiert hat.

Hinter mancher sogenannter wissenschaftlicher Beschreibung steckt ein nihilistischer Trick; Er lässt sich in dem Satz ausdrücken: das ist nur das und sonst nichts; etwa die embryonale Stammzelle ist bloß biotechnisches Material. Solche Äußerungen verraten mehr über den Blick und die Einstellung desjenigen, der sie macht, als darüber, wie es sich in Wirklichkeit verhält. Ein Beispiel: Jemand beschreibt etwa das Gemälde der sixtinischen Madonna von Raffael nur mit den Worten: das sind Farbpigmente verschiedener Wellenlänge und verschiedener Verteilung auf einer 80 x 100 cm großen Leinwand. Eine solche Beschreibung enthält - trotz nüchternen, wissenschaftlichen Anscheins - ein stillschweigendes nihilistisches „und sonst nichts“. Denn eine solche Beschreibung passt auf alle Ölgemälde der Welt dieser Größe und hat die eigentliche Botschaft: das ist ein Bild der Madonna unterschlagen; und zwar gerade weil die Beschreibung äußerst abstrakt geblieben ist. Der Trick besteht also darin, zunächst etwas im Namen scheinbarer Nüchternheit „unterzubestimmen“, indem man zu wenig dazu sagt zum Beispiel: das ist bloß eine Zelle - und wenn dann jemand das Wort Würde erwähnt, zu fragen: Wie kommst du bloß darauf?

Halten wir fest: wenn der Rückbezug der Wissenschaft auf die Menschenwürde angemahnt wird, dann nicht, um der Wissenschaft Scheuklappen anzulegen und sie zu beschränken, sondern: Weil es nicht erlaubt ist, weniger zu wissen. Wir sagen zwar manchmal, dass die Wissenschaft ihre Grenze in der Menschenwürde findet. Meines Erachtens ist das zwar eine richtige aber auch eine mißverständ-

liche Aussage. Denn Ethik begrenzt niemals die Wissenschaft, sondern stimuliert sie und führt sie zur Blüte. Man sagt ja auch nicht, dass etwa das Organ der Leber begrenzt wird vom Gesamtorganismus, vom Rest des Leibes, dem sie dient. Vielmehr lässt ein gesunder Gesamtorganismus auch die Leber zu ihrer vollen, gesunden Entfaltung kommen. Die Leberfunktion hat im Gesamtorganismus nicht ihre Grenze sondern ihr Ziel. Ebenso ist die Wissenschaft ein Organ des Menschen, und nicht wie der Szientizismus behauptet, das ganze des Menschen. Die Antwort der Kirche ist also keinesfalls: „bloß keine Experimente“, sondern verlangt, noch einmal nachzudenken und zu zielen, bevor man schießt. Recht besehen vertritt die katholische Kirche also eine liberale, wenn auch keineswegs eine liberalistische Position: nämlich leben und leben lassen. Leben lassen im buchstäblichen Sinne, natürlich keineswegs als Vorwand für das Lauflassen von Profitgier.

Nach diesen Vorüberlegungen können wir einen genaueren Blick auf das werfen, was Menschenwürde und Achtung vor der Menschenwürde meint. Manchem mag an dieser Stelle vielleicht die Frage in den Sinn kommen, ob das alles denn

Wir alle haben einmal klein angefangen

so kompliziert sein muss? Der Mensch ist ein Ebenbild Gottes und hat deshalb Würde. Und damit hätte er sicherlich völlig recht. Dennoch gibt es zwei Wege, um zur Erkenntnis der Würde des Menschen zu gelangen, die sich ergänzen und gegenseitig entsprechen: einen von oben nach unten und den anderen von unten nach oben: von oben nach unten meint: ich weiß durch den Glauben vom Gottesbezug, von der Gottebenbildlichkeit jedes Menschen. Der Mensch ist das Lebewesen, das mit Gott selbst umgeht; und daher stammt seine Würde. Der Weg von unten nach oben ist schwieriger. Auf ihm gelangt man zur Würde des Menschen durch die Betrachtung des besonderen Verhältnisses des Menschen zur übrigen Natur sowie des besonderen Verhältnisses der Menschen zueinander und zu sich selbst; indem man sich geistig Schritt für Schritt bis zur einzigartigen menschlichen Besonderheit erhebt. Heutzutage, wo leider die religiöse Dimension des Menschen, sein Gottesbezug, noch immer von

manchen Materialisten als unwesentliches Anhängsel verstanden wird, kommt diesem zweiten Weg de facto eine wichtige Bedeutung zu. Für sich genommen besitzt der erste Weg Vorteile. Geht es aber darum, Nichtgläubigen zu helfen oder den eigenen Glauben zu befestigen, dann ist der zweite vorzuziehen.

Beschreiten wir also hier ein wenig den zweiten Weg: Achtung vor der Menschenwürde meint: die Grundanerkennung, dass jeder Mensch — so klein oder groß er sein mag — ein Subjekt ist. Er ist also Träger von Selbstbestimmung und Selbstverantwortung, ein Selbst-Sein; Dies gilt unabhängig vom aktuellen Vorhandensein dieser oder jener Eigenschaft (wie Bewußtsein, Intelligenz, etc., auch unabhängig von Rasse, Geschlecht und Religion). Dieses Subjektsein begründet seine Würde; nicht etwa das Leben im allgemeinen, sondern die Tatsache, dass dieses Leben die Entwicklungsform des Subjektes besitzt. Die Tatsache, dass sich das alles entwickelt, gehört dazu — denn wie oben bereits erwähnt: Wir alle haben einmal klein angefangen.

Dies muss — wie Ludger Honnefelder einmal sagte — das Grundprinzip jenseits aller Interpretation sein; davon muss man ausgehen. Wenn die Wissenschaft das nicht wollte, würde sie im gleichen Augenblick damit beginnen an ihrer Selbstauflösung zu arbeiten, trotz aller scheinbaren Augenblickserfolge. Daraus, dass der Mensch ein Subjekt ist, also ein Träger eigener Rechte und Pflichten, auch wenn er diese vielleicht noch oder gerade nicht oder ausübt, folgt dann das Recht auf Individualität, auf Gleichheit und Selbstbestimmung.

Und weil der Mensch ein Subjekt ist, eine Person, hat er auch ein besonderes Verhältnis zu seinem Leib. Während ein höheres Tier sein Körper ist und ihn als Leib hat, so ist der Mensch sein Leib und hat ihn als Körper. Die hohe Dignität der menschlichen Erbanlagen verdankt sich nicht der einmaligen Qualität der Genbausteine, sondern der Tatsache, dass diese besondere Symphonie von Chromosomen zur Disposition der handelnden Person, des Subjektes steht. Und das erste Interesse, das eine Person, ein Subjekt hat, ist: das Interesse an der Unantastbarkeit.

Vielleicht wird man einwenden, aber eine befruchtete Einzelle, kann man denn da schon ein Interesse unterstellen? Eine Reihe von Wissenschaftlern leugnen das, wenn nicht mit Worten, so doch indem sie

diese kleinen Menschen wie biotechnisches Material behandeln. Und doch haben einige Wissenschaftler etwas Besonderes entdeckt. Es kann auf ein eigenes Lebensinteresse der gerade befruchteten Eizelle hinweisen: Zum Zwecke künstlicher Befruchtung friert man Einzellen ein, um sie für später aufzubewahren. Wenn man sie jedoch später auftaut, sind eine Reihe so geschädigt, das man sie nicht verwenden kann. Nun hat sich herausgestellt, das dagegen schon befruchtete Einzellen (sogenannte imprägnierte Einzellen) eine mehrfach gesteigerte Überlebensrate aufweisen. Schon das lässt sich meines Erachtens als Ausdruck eines eigenen Überlebensinteresses bezeichnen.

Fassen wir zusammen: Das Fundament für alle Moral und jede moralisch einwandfreie Humangenetik ist die Achtung vor der Würde des menschlichen Subjektes, der menschlichen Person. Und weil der Mensch, so klein oder groß er sein mag, ein Subjekt ist, darf er niemals bloß als Mittel zum Zweck gebraucht werden. Weil wir aber eine Person immer nur in ihrem Leib haben, weil das Personsein untrennbar an eine bestimmte biologische Natur gebunden ist, muß die Achtung vor der Würde sich auch auf die leibliche Unversehrtheit beziehen. Es wäre unlauter zu sagen: Ich halte den Wert einer Person prinzipiell hoch, drücke das aber nicht im demgemäßen Umgang mit seinem Leib aus. Letztere, spiritualistische Auffassung kann man heute aber leider öfters antreffen: man preist mit höchsten Worten den Wert des Lebens, sagt dann aber, dass man in Bezug auf die tatsächliche Achtung vor dem konkreten Leib eines Embryos „leider Kompromisse“ schließen müsse, etwa um des Fortschrittes willen.

In der Diskussion trifft man immer wieder auf zwei Argumentationsmuster, die sich an dieser unbedingten Achtung vor dem menschlichen Leben vorbei mogeln wollen: Das eine erklärt den Menschen im Zustand des Embryos schlichtweg zur bloßen Vorstufe, die noch kein Mensch sei, das zweite bedient sich des Schein-Argumentes, man müsse Kompromisse eingehen, weil nicht selten „Leben gegen Leben“ stehe, daher bliebe gar nichts anderes übrig, als abzuwägen. Dagegen ist aber zu sagen, dass es „das“ Leben so gar nicht gibt; es gibt entweder immer nur dieses oder jenes konkret ausgeformte menschliche Leben, ein Subjekt, ein personales Leben oder es ist gar kein menschliches Leben. Anders formuliert: bloßes Leben im Allgemeinen und Abstrakten gibt es nicht. Auch hier haben wir es wieder mit

dem nihilistischen Trick zu tun; zunächst wird etwas als weniger bestimmt als es ist, und so abstrakt dargestellt, dass der entscheidende Punkt nicht mehr in Sicht kommt, und hinterher wundert man sich, wieso jemand an die Würde appelliert. Wenn der Gedanke „Leben steht gegen Leben“, Leben müsse man abwägen, wirklich ein Prinzip wäre, dann wäre die menschliche Existenz und das menschliche Leben grundsätzlich problematisch. Das Dasein kommt aber doch vor dem Problematisch-Sein und ist etwas schlechthin positives. Der Gedanke, dass man unvermeidlich in die Abwägung von Leben gegen Leben hineinkommt, kann nur zu falschen Schlußfolgerungen führen und öffnet dem Fatalismus Tür und Tor; als ob das Leben unvermeidlich so angelegt sei, dass man „sich die Hände schmutzig machen müsse“, weil das Leben nun einmal so angelegt sei. Im Tiefsten ist eine solche Argumentation daher lebensfremd, und keineswegs, wie vorgebracht wird, lebensnah und realistisch.

Halten wir fest: Ich darf niemanden schädigen, um andere gesund zu machen. Genauso wie man ein brasilianisches Straßenkind nicht umbringen darf, um an neue Organe für eine schwerkranken Menschen heranzukommen, der damit gerettet wird, darf ich auch keinen Menschen im embryonalen Zustand ausschlachten, um damit Heilung und Fortschritt erzielen zu wollen. Ich muss mir dann etwas anderes einfallen lassen und mehr Phantasie aufbringen, um andere Wege zu gehen.

Im Kern geht es um diesen Punkt auch in der aktuellen Diskussion um die sogenannte Stammzellforschung. Stammzellen sind jene besonderen Zellen des Menschen, die noch nicht differenziert sind und sich deshalb noch spezialisieren können. Die Humangenetiker haben in den letzten Jahren entdeckt, dass man aus menschlichen Stammzellen Ersatzgewebe für kranke Organe züchten kann: etwa neue gesunde Leberzellen, die man dann leberkranken Menschen implantieren kann; oder neue Nervenzellen, die man produzieren kann, um sie Alzheimer- oder Parkinsonkranken zu geben. Das ist freilich eine wunderbare Möglichkeit und ein wahrer Fortschritt, für den man Gott danken muß; auch wenn die Forschungen noch ganz am Anfang stehen.

Die Diskussion dreht sich nun darum, welche Zellen ich dafür hernehmen kann und welche nicht. Um embryonale Stammzellen zu gewinnen, muss ein

Mensch im ersten Embryonalstadium getötet werden. Anders sieht das bei den sogenannten adulten Stammzellen aus (adult kommt aus dem Lateinischen und bedeutet erwachsen): Ausgewachsene Stammzellen kommen im Knochenmark und im Blut der Nabelschnur vor. Auch diese Stammzellen können sich noch, in dieses oder jenes Gewebe entwickeln, das zum Segen für Kranke werden kann.

Wenn die päpstliche Akademie für das Leben vor kurzem sagte, dass man für die Gewinnung von embryonalen Stammzellen keine lebenden Embryos verwenden dürfe, weil es sich um Individuen mit dem Recht auf Leben handle, wohingegen man adulte Stammzellen durchaus gebrauchen könne, dann zeigt sich darin, dass sie durchaus forschungsorientiert und optimistisch geurteilt hat. Diese Entscheidung wurde nun in der letzten Zeit zusätzlich von humangenetischer Seite aus anderen Gründen nachdrücklich bekräftigt: So hat man etwa inzwischen herausgefunden, dass sich Nabelschnurblut auch durchaus in hinreichenden Mengen gewinnen lässt, was von einigen Wissenschaftlern vorher bezweifelt worden war. Auch weiss man inzwischen, dass die Vielseitigkeit und damit auch die Verwendbarkeit adulter Stammzellen viel größer ist, als vorher angenommen. Deutschland ist im übrigen gerade in der Forschung mit adulten Stammzellen weltweit führend. Auch diese Entdeckungen belegen auf ihre Weise, dass die Orientierung an der Menschenwürde die Wissenschaft keineswegs einengt, sondern sie herausfordert und stimuliert. Oder wie Jean Guittou einmal schrieb: „Wenig Wissenschaft trennt von Gott, viel Wissenschaft führt zu Gott hin“.



Dr. Harald Georg Bienek, geb. 1952 ist katholischer Priester und Mitglied der Prälatur Opus Dei. Er arbeitet seit 1997 als Seelsorger in Augsburg und davor in

München. Vor der Priesterweihe 1984 in Rom durch Papst Johannes Paul II. und dem Studium der Philosophie und Theologie am Collegium Romanum Sanctae Crucis in Rom studierte er von 1971-1977 Humanmedizin an der Ruhr-Universität Bochum und an der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität Bonn, promovierte mit einer Dissertation im Bereich der experimentellen Chirurgie und wurde 1978 als Arzt approbiert.